

**Zeitschrift:** Aarauer Neujahrsblätter  
**Herausgeber:** Ortsbürgergemeinde Aarau  
**Band:** 22 (1948)  
  
**Artikel:** Unsere oberen Mittelschulen im Kampfe der Weltanschauungen  
**Autor:** Kaeslin, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571297>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

trotzdem sie den Vorteil hatte, 10,8 Kilometer kürzer als die Bözberglinie und 20 Kilometer kürzer als die Hauensteinlinie zu sein. Im Jahre 1886 verfaßte Ingenieur Olivier Zschokke im Auftrage des Aarauer Gemeinderates zwei Projekte für eine Schafmattbahn. Beim einen war ein Tunnel von Stüsslingen nach Tecknau, beim andern ein solcher von Obererlinsbach nach Rothenfluh vorgesehen. Besonders diese zweite Variante wäre gegenüber der Hauensteinlinie mit ihren steilen Nord- und Südrampen besonders für den Kohlentransport viel geeigneter gewesen. Wohl erteilte die Bundesversammlung die Konzession. Aber es fehlte an Männern, die mit der nötigen Tatkraft der Schafmattbahn zum Durchbruch verholfen hätten. Als der Hauenstein-Basistunnel gebaut war, war auch ihr Schicksal besiegelt, und der Wunsch vieler Aarauer, mit Basel eine direkte Verbindung zu erhalten und ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt zu werden, blieb unerfüllt; die Gelegenheit war verpaßt.

H. Bangerter

## Unsere oberen Mittelschulen im Kampfe der Weltanschauungen

### I

Am 31. Oktober des Jahres 1835 wurde der aus Brugg gebürtige Abraham Emanuel Fröhlich, der seit 1827 an der Kantonschule den Deutsch-Unterricht erteilt hatte, von der radikalen Regierung, die nach dem Freiämter Aufstand aus Ruhr gekommen war, seines Amtes enthoben; man benützte dazu den Anlaß einer Neuwahl des Lehrkollegiums. Fröhlich stand damals im neununddreißigsten Lebensjahr und hatte Familie. Die Sache machte Aufsehen, auch außerhalb der Grenzen unseres Kantons, denn der Gemäßregelte war nicht der erste beste. Hatte er doch als Mitglied des fortschrittlichen „Gempacher-Vereins“ bei einer Zusammenkunft am

Stoß eine vaterländische Rede gehalten, die starken Widerhall fand. Und war er doch als Verfasser patriotischer Lieder und von Fabeln bekanntgeworden, die ihren Wahrheitsgehalt teils in anmutiger, teils in kraftvoller Form zum Ausdruck bringen und das eigentlich Dichterische da und dort wenigstens streifen.

Warum entfernte man diesen Mann vom Lehramt? Wie das von den Regierenden begründet worden ist, läßt sich leider nicht feststellen: die Akten der Erziehungsbehörden aus jener Zeit sind nämlich verloren gegangen. Sicherlich waren es aber nicht Gründe pädagogischer Art, die zu Fröhlichs Beseitigung Anlaß gaben. Als eine autoritäre Natur dürfte dieser Mann freilich bei seinen Zöglingen mehr Respekt als Zuneigung erweckt haben. Aber solche Lehrer gab es immer und wird es immer geben. Auch daß Fröhlich seiner Studienrichtung nach Theologe war, konnte man ihm nicht zum Übeln anrechnen, stand doch die Wissenschaft der Germanistik damals erst in ihren Anfängen. Daß Fröhlich den Sinn für deutsche Sprache und Dichtung zu beleben wußte, steht außer Frage. Seine Novellen sind keine Meisterwerke, wie Robert Jäsi richtig sagt, welcher ihm eine Dissertation gewidmet hat, die für keinen, der sich mit dem Manne befaßt, entbehrlich ist. Aber es ist zu bemerken, daß jene Erzählungen sich durch einen phrasenlosen gepflegten Stil auszeichnen, der für die jungen Leute ein gutes Vorbild war. So haben denn offenbar andre als pädagogische, haben politische Gründe bei Fröhlichs Wegwahl den Ausschlag gegeben.

Dieser Mann hatte in der Restaurations-Periode irgendwie als freisinnig gelten können. Und mehrere der Fabeln aus der Frühzeit beweisen, daß er auch im Kirchlichen nicht alles billigte, was in Übung war. Sprach er doch von „den hochheiligen Buchstäblichkeiten“, die von gewissen Predigern als wahrer Glaube ausgegeben würden. Bezeichnenderweise hat Fröhlich dergleichen Stellen in späteren Auflagen seiner Schriften weggelassen oder geändert. Denn was er im Jahr 1830 und den folgenden miterlebte, hatte bei ihm eine völlige



Abraham Emanuel Fröhlich  
Lithographie von Hasler

Sinnesänderung bewirkt. Der Freiämter Putsch erschien ihm als ein wüster Pöbelaufstand, wobei zu bemerken ist, daß auch Augustin Keller, zu dem Fröhlich von Anfang an in gespanntem Verhältnisse stand, jenes politische Ereignis scharf tadelte und nachher an den vom Volk in den Verfassungsrat Gewählten vernichtende Kritik übte. Aber während Augustin Keller sich später mit den Tonangebenden, die denn doch wohl zumeist redliche Männer waren, zu stellen wußte, mißtraute Fröhlich ihnen immerzu, namentlich seinem Bruder in Apolito Karl Rudolf Tanner und dem freisinnigen Freiämter Bruggisser. Und Fröhlich war nicht der Mann, aus seinen

Überzeugungen ein Hehl zu machen. Vielmehr betätigte er sich in Zeitungsartikeln als ein Oppositionsmann schärfster Art. Da konnte man denn einmal eine Fabel lesen, „Die Abgottschlange“ betitelt, in welcher folgende Verse stehen:

Seit Gott der Herr den Wurm verflucht,  
des List verlockt zur Sündenfrucht,  
schleicht die Verführung kreuz und quer  
und krümmt und windet sich umher.  
Die Meistrin aber dieser Kunst  
heißt Buhlerei und Pöbelgunst.  
Sie sagt zum Wust, durch den sie fährt:  
„Wie rein bist du und aufgeklärt!“

Später spottet Fröhlich über das Gerede vom Fortschritt: Mit Vergnügen lernt der Papagei auswendig:

Freiheit, Fortschritt, Fortgestaltung  
Fortentwicklung, Fortentfaltung.

Wenn die Satire in den beiden zitierten Versstellen im Allgemeinen bleibt, so war manches, was Fröhlich nach 1830 veröffentlichte, auf einzelne Personen gemünzt. Die Annahme, daß seine Entlassung als Lehrer an der Kantonschule ein Racheakt des beleidigten Radikalismus war, erhärtet sich dadurch, daß die gleiche Regierung im folgenden Jahr die Wahl Fröhlichs zum Pfarrer in Kirchberg nicht bestätigte; merkwürdigerweise hatte damals noch das Stift Beromünster die Kollatur für jene reformierte Pfarrstelle, das heißt das Recht, sie zu besetzen. Von Küttigen aus war Einspruch gegen die Wahl erhoben worden. Nun, man weiß, wie solche Proteste unter Umständen zustande kommen! Einer der Regierungsräte, Fesler, erklärte in der betreffenden Sitzung ausdrücklich, er wolle nicht in dem Ding sein. So wurde Fröhlich vom Pfarramt abgedrängt, zu dem er sich berufen fühlte. Die Stadt Aarau wählte ihn dann bald nachher zum Rektor ihrer Bezirksschule, einem Amt, das er dann

Zahrzehnte hindurch bekleiden sollte. Arnold Keller, Augustins Sohn, der spätere Generalstabschef, spricht in seiner trefflichen Biographie des Vaters nicht unfreundlich von seinem ehemaligen Lehrer Fröhlich. Eine Anekdote, die er erzählt, tut dar, in welchem Maße dieser ein Feind alles Revolutionären geworden war; die Umwälzungen in Frankreich erschienen ihm als die Quelle alles Übels seiner Zeit. Man las Schillers „Wilhelm Tell“ in der Klasse. Da kam nun die Stelle, wo Stauffacher spricht:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!  
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,  
wenn unerträglich wird die Last, greift er  
hinauf getrosten Mutes in den Himmel  
und holt herunter seine ew'gen Rechte.

Fröhlich, in der Besorgnis, man könnte darin eine Verteidigung der Revolution finden, machte dazu die Bemerkung, Schiller habe sich offenbar in eine alte Schweizerstube hineingefühlt, wo dem Rachelofen gegenüber auf einer Lade hoch an der Wand die Hausbibel zu liegen pflegte, die der Hausvater, wenn er sich sonst nicht mehr zu helfen wußte, herunternahm, um in ihr Trost und neue Lebenszuversicht zu finden. Nun, eine deutsche Bibel in Bauernhäusern der Innerschweiz am Ende des 13. Jahrhunderts! Die Stellung, die Fröhlich nach seiner Maßregelung in politischen Dingen einnahm, die Tatsache namentlich, daß er die Versuche der Radikalen, die katholische Kirche dem Staate zu unterwerfen, mißbilligte, brachte ihn in den Ruf eines Reaktionärs und Aristokraten. Anfang der vierziger Jahre wurden ihm einmal die Fenster eingeworfen; und beim zweiten Freischarenzug 1845 heftete man ihm das Bild eines am Galgen hängenden Jesuiten an die Haustür. Das dem Manne, dem die reformierte Kirche als die allein richtige und berechnigte galt, dem Manne, der in Versgebäuden, die er „Epen“ nannte, das Leben Zwinglis und Huttens, ja sogar dasjenige Calvins „besang“.

Das Unrecht, das ihm angetan worden war im Verein mit schweren Schicksalsschlägen — wir denken namentlich an das frühe Abscheiden des hochbegabten Bruders Theodor, des Komponisten — ließen Fröhlich in einer strengen Bibelgläubigkeit Zuflucht suchen, machten ihn auch zu einem „strengen, harten, eckigen Moralisten“. Nach seiner Ansicht sollte die Kirche Staat, Schule, Haus, auch die Wissenschaft beherrschen. In einem Vortrag sagte er: „Es gibt überhaupt keine wahre Bildung als die christliche, keine andre Volkswohlfahrt als die auf christliche Erziehung gegründete.“ Aus Fröhlichs Schriften ergibt sich, daß er außerstande war zu begreifen, daß ein Mensch aus Gewissensgründen manches von dem ablehnen könne, was die Kirchen lehren. Man muß leider sagen, daß er Andersdenkenden ohne weiteres üble Beweggründe andichtete. Ganz verfiel Fröhlich immerhin der altprotestantischen Dogmengläubigkeit nicht: so betonte er die Wichtigkeit des rechten Tuns für das Verhältnis des Menschen zu Gott. Auch fand er diesen in der Natur. So war denn Fröhlich immerhin noch „freisinniger“ als gewisse neu-modische Theologen in unserm Vaterlande.

Nach Fröhlichs Entlassung war nun also die Stelle eines Deutschlehrers am Narauer Gymnasium zu besetzen. Man versuchte, den aus Sachsen eingewanderten Dr. Max Wilhelm Gözinger dafür zu gewinnen; dieser war aber schon in Schaffhausen heimisch geworden, wo er lange wirken sollte. Er ist namentlich durch seine treffliche Blumenlese „Dichtersaal“ weit bekanntgeworden. Auch ein anderer Deutscher war in den Gesichtskreis der Wahlbehörde getreten, der 1809 in Ansbach in Bayern geborene Ernst Ludwig Rochholz, der, zwei Jahre zuvor in die Schweiz gekommen, zuerst eine Lehrstelle an Fellenbergs Institut in Hofwil bekleidet und sich nachher in Biel in gleicher Art betätigt hatte. Gegen Rochholz sprach, daß er mit Fellenberg in einen unerquicklichen Rechtshandel verwickelt worden war; für ihn, daß er sich auf ehrendes Wohlwollen des berühmten Philosophen Schelling berufen konnte, dessen Hörer er



in München gewesen war. Die Bieler Schulbehörde hatte ein günstiges Zeugnis ausgestellt: Rochholz habe sich, hieß es da, im Unterricht als anregend erzeigt und sei bei seinen Schülern sehr beliebt gewesen. So wurde Rochholz denn gewählt.

Hätte man es darauf abgesehen gehabt, Fröhlich nochmals zu kränken, man hätte es nicht besser anstellen können als durch die Wahl dieses Mannes. Waren die beiden doch ihrer Art nach sehr verschieden, in bezug auf ihre Weltanschauung sogar völlige Gegenspieler. Für Fröhlich stand der junge Mensch, der Schüler, unter dem kategorischen Imperativ: „Hören und parieren!“ Rochholz nahm begabte junge Menschen ernst, ließ sie sagen, was sie über das und jenes dachten, diskutierte mit ihnen. Fröhlich hatte eine Vorliebe für lehrhafte Dichtung, Rochholz lehnte sie ab. Fröhlich war, wie wir gesehen, ein strenger Christ und Kirchenmann, Rochholz hatte auf einer von katholischen Geistlichen geleiteten Schule glühenden Haß gegen jede Art des Gewissenszwanges in sich wachsen lassen. Deutsches Volkstum und kirchliche Herrschaft schienen ihm unvereinbare Gegensätze zu sein. Ja, man kann sich fragen, ob der für altvolkstümliche Überlieferungen begeisterte Mann, der in Sage und Märchen und Sitte und Brauch mit Vorliebe Altheidnisches aufspürte, nicht im Grunde der Meinung war, daß die Übernahme des Christentums durch die Germanen zu einer Fehlentwicklung geführt habe. Professor Jakob Hunziker, dessen Aufsatz über Rochholz im Kantonschulprogramm von 1893 die einzige zuverlässige Quelle vorstellt, sagt, sein einstiger Lehrer sei zeit seines Lebens ein Anhänger der Philosophie von Schelling gewesen. Nun hat sich diese im Laufe der Jahre geändert. In der Zeit seiner Blüte hat Schelling wie Goethe einen Gott, „der nur von außen stieße“, abgelehnt, fand er göttliches Wirken in den geschaffenen Dingen selber. Er sah den Menschen als Glied einer Entwicklungsreihe, von einer ohne Bewußtsein wirkenden Kraft getrieben, die in unserm Unbewußten und Gefühlsmäßigen wirksam bleibt; im Menschen aber ist ein „Selbst-Bewußtsein“ hin-



zugetreten, das fortan wirkt und wirken soll. Das Christentum ist im Sittlichen von großer Bedeutung, andres davon ist abzulehnen, besonders das Dogma von der Ursündhaftigkeit des Menschen. In seinem Buche über den deutschen Aufsatz (Wien 1866) schrieb Rochholz: „Nur bei den Judenthristen wurde eine entehrende Eitelkeit alles Irdischen und Menschlichen gelehrt, während uns über Gott gesagt bleibt: Wir sind seines Geschlechts. Geben wir Gott die Ehre, indem wir uns nicht selbst berauben. Offenbarungen Gottes sind nicht zu suchen in äußeren Mitteilungen, sondern in inneren Erfahrungen.“ Das mußte einem Fröhlich als verdammenswerte menschliche Anmaßung erscheinen. Daß Rochholz aber mit dem Christentum als einer wohlthätigen sittlichen Macht rechnete, das beweist die Tatsache, daß er in seine für aargauische Mittelschulen bestimmte Sammlung „Der neue Freidank“ auch legendenhafte Gedichte aufnahm. Nebenbei gesagt, stehen in dem erwähnten Buch auch zwei Fabeln von Fröhlich.

Man kann nicht sagen, daß Rochholz es seinen Gegnern schwergemacht habe, ihm zu Leibe zu gehen. Er verstand, wie Hunziker sagt, nicht zu „elementarisieren“, überspannte seine Anforderungen an die jungen Geister, namentlich in bezug auf die Themen für Aufsätze, gab diese manchmal in einer Form, die das Schwere noch schwerer machten. Er stellte wohl auch diejenigen Schüler bloß, die ihm nicht zu folgen vermochten. Ungeschont sagte er heraus, was er dachte, ohne Rücksicht darauf, daß seine Äußerungen den oder jenen in seinem Gefühl verletzen könnten. Darüber wurde von Anfang an geklagt, und das fand seinen Widerhall in den Berichten der Aufsichtsbehörden. Immer aufs neue wurde, namentlich von der Geistlichkeit, der Vorwurf erhoben, der Unterricht dieses Lehrers entfremde die jungen Menschen dem Christentum, halte vom Studium der Theologie ab. Rochholzens Art, auch die schwierigsten Fragen vor den jungen Menschen zur Diskussion zu bringen, habe zur Folge, daß manche darunter zu Zweiflern würden, denen in der Geschichte und

im Leben, in Religion und Sitte nichts mehr unantastbar sei. Neben Rochholz wurden auch die Professoren Kurz und Bolley verdächtigt, aus der Heimat Ausgewiesene zu sein. In der Tat war er aus Bayern geflüchtet. Man weiß, wie leicht einer zu jener Zeit den Behörden verdächtig werden konnte. Wenn Fröhlich in der Novelle „Die Witwe“, welche auf Rochholz gemünzt war, sagte: „Im Ausland von Barrikaden aus auf Mitbürger geschossen zu haben, dann feldflüchtig oder verbannt oder zum Zuchthaus verurteilt worden zu sein, das scheint gegenwärtig das beste und unbedingtste Wahlfähigkeits-Zeugnis zu sein“, so ist das eine haltlose Verdächtigung. Die Erziehungsdirektion schützte Rochholz immer wieder, ohne es freilich an Mahnungen zur Vorsicht fehlen zu lassen. Zur Berichterstattung aufgefordert, sagte Seminardirektor Keller im Jahr 1839: „Die Behörde darf nicht zugeben, daß ein geistreicher, wenn auch noch nie erhörter Unterricht im Lande als gefährlich verdächtig und verleumdet werde.“ Besonders beauftragte Keller, daß man Rochholz die Behandlung von Werken Lessings zum Vorwurf mache, deren Gehalt mit dem orthodoxen Christentum im Widerspruch steht (Nathan, Erziehung des Menschengeschlechts). Früh schon kam die Erziehungsdirektion den Klägern insoweit entgegen, als sie Rochholz den Vorunterricht in Philosophie wegnahm, in welchem allerlei gesagt werden konnte, was den Herren Geistlichen nicht paßte. Einmal äußerte sie Rochholz gegenüber ihr ernstes Mißfallen, drohte sogar mit Absetzung, falls er seine Worte nicht besser abwäge. Einmal aber auch sprach sie den Angreifern gegenüber den Wunsch aus, „daß gegen Herrn Rochholz, wo er zu gegründeten Ausstellungen Anlaß geben sollte, die Rücksichten der Humanität und die Forderungen der Gerechtigkeit gleich fest im Auge behalten“ würden. Daß Fröhlich bei den Angriffen auf Rochholz immer wieder die Hand im Spiel hatte, steht außer Frage. Es ergibt sich aus Stellen in Briefen an seine Freunde Wilhelm Wackernagel in Basel und Jeremias Gotthelf in Lüzelflüß. Ferner aus der Sammlung von Sinn-

sprüchen „Der junge Deutsch-Michel“, in welcher Ausfälle stehen, die jeder Kundige auf Rochholz bezog. Nun, all das konnte man schließlich mit dem Sage entschuldigen, welchen Fröhlich seinem Ulrich von Hutten in den Mund legt:

Niemand — entgegnet Hutten — hat stets sich in Gewalt,  
Wenn ihm das Herz von Liebe und Hasse überwallt.

Raum zu verzeihen aber ist es, daß Fröhlich in der erwähnten Novelle dem ausländischen Lehrer, der in so manchem die Züge von Rochholz trägt, eine Neigung zu häßlichem Intrigieren zuschreibt. Hunziker, der die Schwächen seines einstigen Lehrers nicht verkennet, schildert ihn als einen durchaus anständigen Charakter.

Die Angriffe, durch Jahrzehnte hindurch fortgesetzt, führten schließlich zum Erfolg, nämlich zur Pensionierung Rochholzens im Jahr 1866. Waren doch seit Jahren kaum mehr Schüler aus dem Bezirk Zofingen an die Kantonschule geschickt worden, und zwar zugestandenermaßen wegen Rochholz. Dieser stand damals im sieben- undfünfzigsten Jahre und in der Fülle der geistigen Kraft. Es mag Emil Welti, dem damaligen Erziehungsdirektor, einem der ehemaligen Schüler, schwergefallen sein, den entscheidenden Schritt zu tun. Es gelang ihm wenigstens, für den aus dem Lehramt entfernten, eine für jene Zeit anständige Pension auszuwirken. So konnte sich dieser denn mit voller Kraft der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Tätigkeit widmen, mit welcher er sich um den Aargau so hoch verdient gemacht hat. Hunziker sagt von den zwei umfangreichen Büchern „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel“ und „Schweizer sagen aus dem Aargau“: „Trotz allen Ausstellungen im einzelnen bilden die beiden Werke eine fast unerschöpfliche Fundgrube für die Forschung und ein um so unersetzlicheres Stammbuch für die Kulturgeschichte des Aargaus, je rascher und gründlicher auch hier die nivellierenden Strömungen der Gegenwart ihr Zerstörungswerk verrichten.“ Fügen wir bei, daß Rochholz sich mit der Schweiz als einem politischen Gebilde nie hat voll befreunden können; er blieb

Deutscher. Da aber sein Augenmerk nicht auf die politische Geschichte, sondern auf das stille Walten des Volksgeistes gerichtet stand, so war ihm der Aargau wie ein anderes Gebiet von deutscher Sprache und Sitte.

Doch wir wenden uns nochmals dem Lehrer Rochholz zu. Hunziker sagt: „Rochholz war ein höchst intensiv arbeitender Lehrer, ein denkender Kopf, ein unerschrockener kühner Geist, der seinen Gegenstand allseitig und bis in die letzten Konsequenzen durchdrang, sich mit ihm identifizierte und der durch höchst lebendige Darstellung, unterstützt von ungewöhnlicher Sprachgewalt, durch regste Phantasie und immer schlagfertige Dialektik seine Schüler beherrschte, hinriß und begeisterte.“ In bezug auf das Buch „Deutsche Arbeitsentwürfe“, das Rochholz 1853 herausgab, sagt Hunziker: „Es gibt schwerlich in der ganzen pädagogischen Literatur ein inhaltsreicheres über den Gegenstand.“ Und er fügt bei: „Bei der Feier des achtzigsten Geburtstages von Rochholz trat die Anhänglichkeit vieler in ergreifender Art zutage: Er wurde mit Ovationen, Glückwünschen und Geschenken von seiten der Freunde, die fast alle seine Schüler gewesen waren, förmlich überhäuft.“ Das mag dem Mann, dem herbe Schicksalsschläge nicht erspart geblieben waren, wohlgetan haben. Schon früher war er übrigens zum Ehrendoktor der Berner Hochschule ernannt worden, und die schweizerische Schillerstiftung hatte ihm eine Jahrespension von 500 Franken ausgesetzt. Rochholz starb im November des Jahres 1892. Dieser Mann hat ohne Zweifel auf die Dauer gewirkt. Er hat den aargauischen Akademikern seiner Zeit in eigener Person dargestellt, was man unter einer umfassenden und tiefgründigen Bildung zu verstehen habe, auch was ein wirklicher „Gelehrter“ ist. So hat er Geschulten Grundsätze der Beurteilung übermittelt. Und wenn engherziger dogmatischer Konfessionalismus bei uns niemals so recht hat Boden finden können, so ist das mit einem Rochholz zu verdanken.

Wenn die Angriffe der konservativ Gesinnten, soweit sie die Kantonschule betrafen, sich gegen einzelne Lehrer richteten — zuerst gegen Rochholz, später gegen den Naturwissenschaftler Friedrich Mühlberg — so wurde von Heißspornen die Berechtigung der Lehrerseminarien überhaupt in Frage gestellt. Am 5. Mai 1852 schrieb Fröhlich an seinen Freund Jeremias Gotthelf: „Das Seminarium würde ich gänzlich aufheben. Das schlagen sie auch in Deutschland vor, und sie wollen die Lehrer bei ausgezeichneten Schulmeistern und Pfarrern erziehen lassen.“

Was warf man den Lehrerbildungsanstalten vor? Sie sollten die jungen Menschen der Religion entfremden; sie sollten sie auflüpfig, unbescheiden, hochmütig machen, also daß sie sich nicht mehr gut ins Volksganze einfügen, namentlich in ländlichen Verhältnissen nicht. Was den ersten Vorwurf anbelangt, so konnte Thomas Scherr, der Gründer des zürcherischen Seminars, darauf hinweisen, daß in Küssnacht ein sehr ausgiebiger Religions-Unterricht und zwar von Geistlichen, erteilt werde, was auch für das aargauische Seminar galt. Er machte ferner darauf aufmerksam, daß anläßlich einer Art von Prüfung, die er mit nicht seminaristisch gebildeten Lehrern vorzunehmen hatte, um ihre pädagogischen Fähigkeiten festzustellen, sich manche der Betreffenden gerade in der Religion als besonders schlecht unterrichtet gezeigt hätten. Scherr betonte auch, vielen Kindern sei die Religion von Anfang an dadurch verleidet worden, daß in der Schule ausschließlich die Bibel und der Katechismus als Lesestoff verwendet wurden, sogar Kapitel wie die Offenbarung Johannis, die auch für die meisten Erwachsenen unverständlich sind. Deshalb denn Scherr sowohl als Augustin Keller sich sofort daran machten, passende Lesebücher für die Volksschulen zu schaffen. Das nun erschien gewissen Geistlichen schon als ein Abbrechen von der Religion. Zu dieser gehörte nach ihrer Ansicht schlechtweg alles, was in den

Testamenten steht. Diese Angaben über die Verhältnisse im Kanton Zürich haben wir dem trefflichen Buch von Willibald Klink: „Ein Kampf für Bildung und Freiheit“, entnommen, in dem das Leben von Thomas Scherr nach dessen eigenen Aufzeichnungen geschildert wird.

Die Klage darüber, daß manche Seminar-Absolventen durch zu großes Selbstgefühl Anstoß erregten, ist zu oft und an zu verschiedenen Orten erhoben worden, als daß man sie einfach als unbegründet abtun könnte. Und es mag schon sein, daß ein Unterricht, in dem der Schüler nicht mehr bloß auf- und anzunehmen hatte, sondern fragen und seine Ansichten äußern durfte, was für Scherr und für Keller gilt, zu jenem Übelstande beigetragen haben kann. Aber wir fragen: Wo wären junge Menschen zu finden, die sich nicht gelegentlich überhöben? Sorgt nicht das Leben selbst dafür, daß sich Hörner abstoßen?

Was nun speziell das von Augustin Keller geleitete Seminar anbelangt, so trug er jedenfalls nicht die Schuld daran, wenn solche Beschwerden im Aargau geäußert werden konnten. In der Rede, die er anläßlich der Schlußprüfung des Jahres 1838 hielt, sagte er: „Darum nehmet vor allem eure amtliche Stellung wahr, und was nicht eures Amtes ist, davon lasset euern Vorwitz. Die Schule sei euch die Hauptsache und die Erziehung euer Hauptgeschäft. . . Den Seelsorger achtet und verehrt als euern Mitarbeiter.“ Und beim Jahresfest der Gemeinnützigen Gesellschaft im Jahre 1853 sagte Keller, daß den Lehrern der Karst in die Hand wachsen müsse und daß sie weniger mit dem Spazierstöcklein und gewichsten Stiefeln herumspazieren sollten. Diese Äußerung erregte bei denjenigen, welche sich dadurch betroffen fühlen konnten, einen Sturm der Entrüstung. Er schrieb auch von Einrichtungen, die „jenen verderblichen Kasten- und Zunftgeist pflanzen könnte, den er bei jeder Gelegenheit bekämpft habe“. — Das war doch auch im Sinne Fröhlichs gesagt, und dieser hatte Unrecht, wenn er sich, wie aus einer seiner Äußerungen zu



schließen ist, darüber freute, daß Keller gelegentlich mit der Lehrerschaft in Zwist geriet. Daß sich Keller und Fröhlich in Entscheidendem gar nicht ferne standen, wird durch ein paar Äußerungen der beiden über Pädagogisches und Religiöses dargetan, welche Jäsi anführt.

Es ist noch zu sagen, daß auch Jeremias Gotthelf sich am Kampfe gegen die Seminarien beteiligte. Eine Reihe von Ausfällen gegen die Lehrerbildungsanstalten sind in „Jakobs des Wandergesellen Wanderungen durch die Schweiz“ zu finden. Sie fehlen aber auch zum Beispiel in „Räthi die Großmutter“ nicht.

Der Schreiber dieser Zeilen hat sich bei seiner Schilderung der Geschehnisse und der Menschen nach seinem Vermögen der Sachlichkeit beflissen, und es ist wohl nicht seine Schuld, wenn Abraham Emanuel Fröhlich den meisten Lesern nicht gerade liebenswert wird. Es ist aber folgendes zu sagen: Zeit seines Lebens hat sich Fröhlich der Freundschaft und Hochachtung bedeutender Männer erfreut, namentlich auch solcher, die außerhalb des Kantons Aargau beheimatet waren. Sein feines Verstandnis für Musik, namentlich für diejenige Bachs und Händels, hat ihm unter den Tonkünstlern Freunde gewonnen. Ferner: Es läßt sich beobachten, daß Männer von scharf geprägter Art immer wieder durch das, was sie sagen und tun, Abneigung wachrufen, eine Abneigung, die sich bis zum Hasse steigern kann; daß sich damit aber oftmals ein freilich nicht zugestandener Respekt verbindet. Dieser pflegt sich kundzutun, sobald die betreffenden Persönlichkeiten sich bei besonderer Gelegenheit mit den Mitbürgern zu gemeinsamem Tun verbinden, besonders wenn eine große Freude viele eint. Das war der Fall bei Anlaß des Eidgenössischen Schützenfestes zu Aarau im Jahr 1849. Damals war Abraham Emanuel Fröhlich eben doch eine Hauptfigur unter den beteiligten Männern unserer Stadt. Er dichtete dafür Sprüche, zum Beispiel folgenden für die Fahnenburg:

Woher ihr sanftes Wehen? Weil wiederum allhier  
sie sich vereinigt sehn, all unterm Kreuzpanier.



Fröhlich sprach — und er war ein trefflicher Redner. Er setzte sich mit Gegnern wie Augustin Keller an den gleichen Tisch, und da mag er zur Behaglichkeit das Seine beigetragen haben. Denn er soll ein witziger, auch schlagfertiger Gesellschafter gewesen sein. Auch die Novelle „Spiel und Gewinn am eidgenössischen Schützenfest in Aarau 1849“, die Fröhlich nachher schrieb, fand viel Beifall. Mit Kellers später erschienenem „Fähnlein der sieben Aufrechten“ freilich darf man sie nicht vergleichen. Ein uns erhaltenes Bild Fröhlichs (von Hasler in Baden) zeigt ein Gesicht mit scharfspähenden Augen, wohlgebildeter Nase, einem breiten verschlossenen Mund und einem energischen Kinn. Dazu stimmt, was Jeremias Gotthelf seinen Wandergesellen Jakob sehen läßt, wie er Fröhlich in Aarau auf der Straße antrifft: „Da sah Jakob eine kühne Gestalt mit einem trotzigen Gang und einem Kopfe, welcher schwer gewesen wäre zu zerstoßen, den man aber hätte brauchen können, um ein Stück Granit in einem Mörser zu zerstoßen.“ Abraham Emanuel Fröhlich ist 1865 aus dem Leben geschieden. Die Stadt Aarau hat eine ihrer Straßen nach ihm benannt.

\*

Der italienische Philosoph und Historiker Benedetto Croce hält eigentlich nur dasjenige Vergangene für erzählenswert, in dem sich noch Beziehungen zur Gegenwart entdecken lassen, das also einen Beitrag zum Verständnis unsrer Zeit leistet. Wer den Kampf verfolgt, welcher jetzt in unserm Vaterlande zwischen den Vertretern der sogenannten dialektischen Theologie und denjenigen freierer religiöser Anschauungen ausgefochten wird, der weiß, daß wir den Problemen, die im 19. Jahrhundert zu den hier geschilderten Kämpfen führten, noch nicht entwachsen sind.

Hans Kaeslin